

Illustrirtes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 10. November.

Grüße.

Ein stilles, liebes Grüßen kam
Im Wald zu mir geflogen,
Das ist mir sanft wie Maienhauch
Durchs frohe Herz gezogen.

Ich weiß nicht, wer's zu mir gesandt
Aus Süden oder Norden,
Doch ist's an diesem Sonntag
Zum Segen mir geworden.

Hans Biermann.

Notwehr.

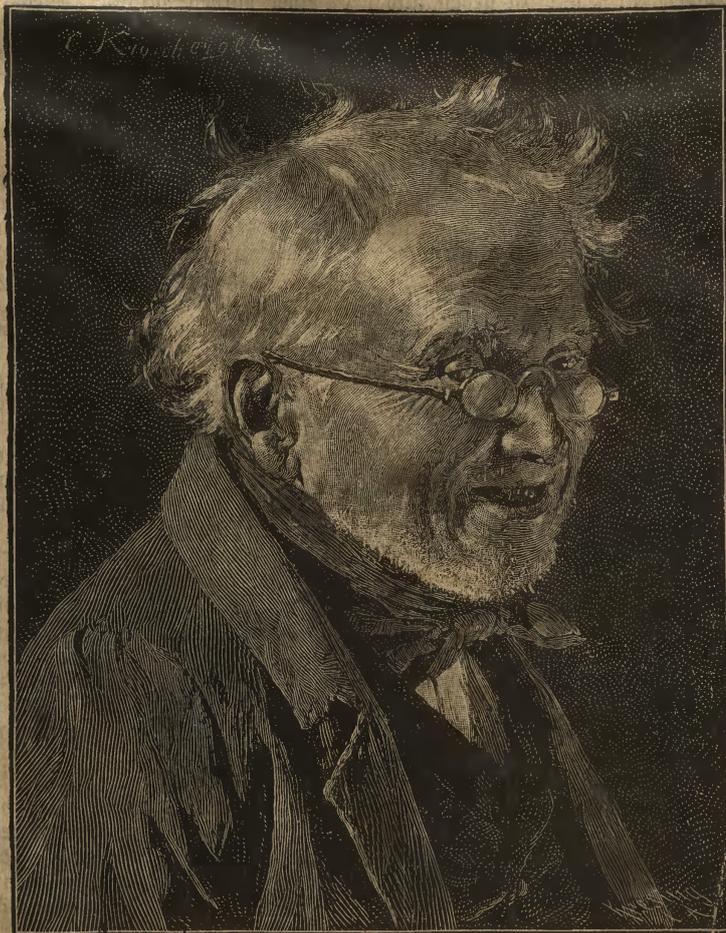
Roman von Reinhold Ortman.

[Fortsetzung.]

In einem Zuge hatte Hilde den Brief zu Ende geschrieben, nun nachdem sie ihn verschlossen und adressiert, streifte sie, um beim Packen weniger in ihren Bewegungen gehindert zu sein, das zarte Festkleid ab und hüllte sich in den langen gürtellosen Schlafrock aus weißem Kaschmir, der noch ein Geschenk ihres Oheims gewesen war und den sie zuletzt bei den Nachtwachen an seinem Sterbelager getragen. Als ihr Blick zufällig den Spiegel streifte, erschraf sie vor der fast geisterhaften Blässe ihres Gesichts; aber sie sah darin nur eine erneute Mahnung, keine Zeit zu verlieren und ihre geringfügigen Reisevorbereitungen schnell zu beenden. Die schrecklichen Worte, die sie vorhin im Park hatte hören müssen, klangen ihr unablässig in den Ohren wieder. Und während sie einige Photographien in den Koffer legte, erinnerte sie sich dessen, was Klona in boshaftestem Ton von ihrem Bilde gesagt hatte. Ein berühmter Künstler, der wochenlang als Gast auf Rudow gewohnt, hatte es vor mehreren Jahren gemalt, und der alte Joachim Heinrich von Rochlitz war von dem wohl gelungenen Porträt so entzückt gewesen, daß er ihm auf einer Staffelei neben seinem Schreibtisch einen Ehrenplatz angewiesen hatte. Hilde hatte es in ihr eigenes Zimmer nehmen wollen, nachdem das junge Paar seinen Einzug auf Rudow gehalten; Eberhards dringende Bitte aber hatte sie daran gehindert und es war ihr bisher nie in den Sinn gekommen, daß andere etwas Ungehöriges in ihrer Willfährigkeit

sehen könnten. Nun freilich hatte man sie hinreichend deutlich darüber aufgeklärt und sie war mit sich selber völlig im Reinen, daß das Bild nicht eine Stunde länger in Eberhards Arbeitszimmer bleiben dürfe. Einen Augenblick dachte sie daran, es durch ihre Josee holen zu lassen; aber sie verwarf diesen Einfall sogleich wieder, denn das Mädchen hätte sich über einen solchen Auftrag notwendig die wunderbarsten Gedanken machen müssen. Wenn das Bild heute noch von seinem Platze entfernt werden sollte, dürfte sie keinen anderen damit beauftragen, sondern sie mußte es selbst bewirken. Und die Gelegenheit dazu konnte nicht günstiger sein als gerade jetzt, wo das aus dem Gartensaal zu ihren Fenstern herauf tönende Gläserklingen und Stimmengeschwirr Zeugnis davon gaben, daß die Gesellschaft bereits an der Abendtafel saß. Das Arbeitszimmer des Schlossherrn lag weit genug von den Repräsentationsräumen entfernt, daß sie sicher sein konnte, auf dem Wege dahin niemandem zu begegnen, und Hilde zögerte darum nicht lange mit der Ausführung ihres Entschlusses. Lautlos huschte sie über den Gang und die Stiege hinunter; nur ein Duzend Schritte noch und sie stand an der Thür des Gemaches, das zu Joachim Heinrichs Lebzeiten ihr Lieblingsaufenthalt gewesen war. Obwohl es ihrer eigenen Ueberzeugung nach durchaus nichts Unrechtes war, was sie vor hatte, kam sie sich doch mit der Heimlichkeit ihres Beginns fast wie eine Verbrecherin vor, und ihr Herz pochte

[Nachdruck verboten.]



Der Herr Nachbar. Von C. Kronberger.

in ungestümen Schlägen, als sie nach sekundenlangem Zaudern endlich den Mut gefunden hatte, ihre Hand auf den Drücker zu legen.

Das hohe geräumige Zimmer war nur durch eine einzige, von der Decke herabhängende Lampe erhellt, und der Lichtkreis derselben war so beschränkt, daß der zwischen den Fenstern aufgestellte Schreibtisch fast ganz im Dunkeln blieb. Trotzdem hatte Hilde beim ersten Schritt über die Schwelle die hohe, schlanke Männergestalt wahrgenommen, die vor diesem Schreibtisch stand und damit beschäftigt schien, in einem der geöffneten Schubfächer nach etwas zu suchen. In ratloser Bestürzung war sie stehen geblieben, denn sie glaubte nicht anders, als daß es Eberhard sei, mit dem ein unglücklicher Zufall sie hier abermals zusammengeführt habe. Er hatte das Geräusch der hinter seinem Rücken geöffneten Thür augenscheinlich gar nicht vernommen und Hilde hätte sich mit einiger Behutsamkeit vielleicht unbemerkt wieder zurückziehen können, wenn nicht gerade in diesem Moment der offen gebliebene Thürflügel durch einen Zugwind bewegt worden wäre. Es gab einen leisen knarrenden Ton, und der Mann, vor dem Schreibtisch wandte mit einer ungestümen Bewegung den Kopf.

„Harald — Du!“ schrie Hilde in neuem heftigeren Erschrecken auf, denn ungeachtet der furchtbaren Verwüstungen, die Leidenschaften und Ausschweifungen darauf hervorgebracht, hatte sie in diesem bleichen Aulitz auf der Stelle die schönen Züge ihres zweiten Pflegebruders wiedergesehen. Ein weiteres Wort aber konnte sie nicht mehr hinzufügen; denn mit einem wahren Raubtier sprunze war er auf sie zugestürzt und hatte sie bei den Handgelenken ergriffen.

„Still!“ herrschte er sie mit gedämpften, zischenden Lauten an. „Willst Du etwa das ganze Haus zu meiner Begrüßung herbeirufen? Glaubst Du, daß ich gekommen bin, eine rührende Familienszene zu feiern?“

Seine funkelnden Augen bohrten sich unheimlich drohend in die ihrigen; er zitterte am ganzen Leibe, und eine fürchterliche Entschlossenheit war auf seinem gespenstlich blassen Gesicht. So konnte ein Mörder aussehen, der zum Schlage gegen sein Opfer ausholt, und eine Empfindung des Grauens schlich eiskalt durch Hildens Herz. Aber sie war nicht feige, und das Bewußtsein der Gefahr gab ihr vielmehr ihre Selbstbeherrschung zurück.

„Laß mich los, wenn Du nicht willst, daß ich um Hilfe schreien soll!“ befahl sie gebieterisch. „Bist Du denn von Sinnen, daß Du Dich mir entgegenwirfst wie ein wildes Tier?“

Harald zögerte noch ein paar Sekunden lang; dann gab er ihre Hände frei, um auf den Fußspitzen zur Thür zu gehen und sie zu schließen.

„Vielleicht bin ich's wirklich,“ sagte er finster. „Weshalb mußt Du auch hier herumspionieren? — Weshalb bist Du nicht bei den anderen, die da unten tafeln?“

„Es kann Dich wenig interessieren, das zu erfahren. Ich hatte nicht die Absicht zu spionieren — aber wenn Du nach Rudow gekommen bist, Harald, um Dich mit Deinem Bruder auszusprechen —“

Er stand noch immer zwischen ihr und der Thür, ohne sie nur für einen Moment aus den Augen zu lassen. Eine höhnische Grimasse verzerrte sein Gesicht.

„Der Teufel mag wissen, in welcher Absicht ich eigentlich hierher kam. Es kann sein, daß ich mich mit meinem Bruder aussprechen wollte, ja, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ich an etwas Derartiges dachte. Aber ich wußte natürlich nicht, daß man so vergnügte Feste feiert auf Rudow. Geht ja verteuflert hoch her da unten, und die Leute sind vor lauter Vergnügen blind und taub für alles, was sonst noch im Hause passiert. Keine Menschenseele hat sich um mich gekümmert, als ich in's Haus eintrat — und da ich doch nicht gut im Thorweg bleiben konnte, habe ich mir's einstweilen hier oben bequem gemacht. Als meines Vaters Sohn werde ich ja, wie ich denke, ein Recht dazu haben.“

Hilde warf noch einen Blick auf die offenen Schreibtischfächer und ihren erschichtlich in großer Hast durchwühlten Inhalt. Die Gewißheit, wie tief Harald von Hochlitz gesunken war, erfüllte sie mit unjählichem Schmerz. Mühsam noch zwang sie sich, ihm in scheinbar ruhigem Tone Antwort zu geben.

„Wenn Du geschellt hättest, wäre sicherlich sofort jemand gekommen, der Deinen Bruder hätte rufen können. Erlaube, daß ich es jetzt statt Deiner thue!“ Sie machte eine Bewegung nach der Stelle, wo sich der Knopf des Telegraphen befand, doch Harald war schneller als sie und vertrat ihr den Weg.

„Weshalb willst Du Dich in meinem Interesse bemühen!“ fragte er spöttisch. „Und weshalb sollten wir ohne zwingende Not den guten Eberhard in seinem Vergnügen stören? Ich bin nämlich inzwischen anderen Sinnes geworden. Es ist vielleicht besser für ihn und für mich, wenn wir uns überhaupt nicht begegnen.“

„Wenn Du aber nicht mehr die Absicht hast, mit Deinem Bruder zu reden — was willst Du dann noch hier in seinem Zimmer beginnen?“

„Bin ich Dir eine Erklärung darüber schuldig? — Mit welchem Rechte nimmst Du Dir heraus, in meinem Vaterhause ein Verhör mit mir anzustellen? Viel eher könnte ich ja an Dich die Frage richten, was Du in diesem Zimmer zu suchen hattest. Denn daß Du in so verführerischem Kostüm hierher zu einem Stelldichein kommen wolltest, darf ich doch nicht vermuten.“

„Wie roh und erbärmlich Du geworden bist, Harald! Nach dieser Beschimpfung muß ich mich ja vielleicht auf noch Schlimmeres gefaßt machen. Und doch habe ich niemals anders als freundschaftlich gegen Dich gehandelt.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung und fiel ihr, einen rohen, brutalen Ton anschlagend, in die Rede.

„Darüber mit Dir zu plaudern, habe ich keine Zeit. Und wenn Du wie ein leibhaftiger Engel an mir gehandelt hättest — Deine bloße Anwesenheit in diesem Augenblick macht uns zu Feinden. Wozu sollen wir noch lange Komödie spielen? Du bist wohl in Deinem ganzen Leben nirgends so ungelegen gekommen wie hier.“

„So laß mich gehen! — Ich bin bereit Dich von meinem Anblick zu befreien.“

„Und Deinen geliebten Eberhard zu rufen — nicht wahr? O für gar so einfältig mußt Du mich nicht halten, meine liebe Hilde! Und ich will Dir was in Vertrauen sagen. Ich bin nicht hierher gekommen, meinem Bruder gute Worte zu geben. Ich wollte mich vielmehr mit ihm auseinandersetzen, ein für allemal; und ich befinde mich zufällig in einer Gemütsverfassung, wo solche Auseinandersetzungen leicht ein sehr bedenkliches Ende nehmen können. Zu seinem Glück ist er bis jetzt vor der Begegnung mit mir bewahrt geblieben. Ich hatte es nicht so beabsichtigt; aber ich wäre vielleicht auch mit dieser unvorhergesehenen Wendung zufrieden gewesen, wenn Du nicht die fatale Eingebung gehabt hättest, mich hier zu überraschen. Natürlich wirst Du mir einreden wollen, daß Du überhaupt nichts gesehen hast —“

Hilde unterbrach ihn mit einem stolzen Kopfschütteln.

„Was sollte mich zu dieser feigen Lüge bestimmen? Ja, ich habe gesehen, was Du thun wolltest, und ich danke Gott, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin, es zu verhindern.“

„Spare Dir den Dank bis auf den Augenblick, wo er am Plage sein wird! — Weißt Du, was für ein Ding dies hier ist? Man kann sechsmal damit schießen, und das in weniger als einer halben Minute. Sechs Kugeln aber sind genug für uns beide, für ihn und für mich. Wer einen verzweifeltsten Menschen zum Außersten treibt, meine teure Base, der trägt die Verantwortung für alles, was daraus entsteht.“

Hilde glaubte den Boden unter ihren Füßen wanken zu fühlen, als sie den Revolver in seinen Händen sah. Aus jedem anderen Munde würden ihr solche Worte vielleicht nur als eine leere Drohung erschienen sein, diesem Menschen aber, der schon als zehnjähriger Knabe fast zum Mörder an einem Spielkameraden geworden war, durste sie in einem Augenblick leidenschaftlicher Erregung auch das Entsetzlichste zutrauen.

„Ich will Dich nicht zum Außersten treiben, Harald,“ brachte sie mühsam heraus. „Ich werde im Gegenteile alles thun, was ich vermag, um zwischen Dir und Deinem Bruder Frieden zu stiften —“

„Es wäre verlorene Liebesmüh, auch wenn ich an diese freundliche Absicht glauben wollte,“ fiel er ein. „Zwischen ihm und mir kann von Frieden nicht mehr die Rede sein. Gestern erst habe ich seinen Brief erhalten, in dem er sich rundweg weigerte, mir beizustehen, obgleich er wissen mußte, daß es sich diesmal um meine Existenz, um meine Ehre, vielleicht um mein Leben handelt. Meinst Du etwa, daß ich ihn jetzt demütig winkelnd bitten würde, seiner Sinn zu ändern? Nein, wahrhaftig, er mußte sich sehr tief vor mir erniedrigen, wenn ich mich entschließen sollte, ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen.“

„Aber wenn es nicht meine Vermittlung ist, Harald — was sonst kannst Du von mir erwarten?“

Er schwieg ein paar Sekunden lang, und Hilde glaubte zu sehen, daß sein Gesicht noch fahler wurde. Vielleicht war es eine letzte Regung der Scham, die er hatte niederkämpfen müssen. Aber es war ihm jedenfalls gelungen, denn er sagte, indem er sie mit durchbohrendem Blick fixierte, in ebnischer Offenheit: „Was ich von Dir erwarte? — Nichts als eine kleine Auskunft, die Du mir als Eberhards Vertraute ohne Zweifel leicht geben kannst. Mein Vater pflegte früher die Schlüssel zum Geldschrank dort in jenem Schreibtischfach aufzubewahren; mein Bruder aber scheint es anders zu halten, denn ich habe sie bis jetzt vergeblich gesucht. Sage mir, wo ich sie finden kann, und ich verspreche Dir dafür, künftighin unwandelbar an Deine Freundschaft zu glauben.“

„Das ist Dein Ernst nicht, Harald, Du kannst nicht in Wahrheit den entsetzlichen Gedanken haben, Deinen Bruder zu be —“

„Sprich das Wort nicht aus,“ unterbrach er sie drohend, „wenn einer von uns bestohlen worden ist, so bin ich es. Nur einen kleinen Teil von dem, was mein rechtmäßiges Eigentum ist, will ich mir nehmen, nur soviel, als ich brauche, um aus diesem verdammten Lande zu kommen und anderswo nicht gleich in den ersten acht Tagen zu verhungern. Aber ich habe nicht viel überflüssige Zeit, und wenn Du mir die verlangte Auskunft nicht geben willst, muß ich eben auf eigene Hand weiter suchen.“

Das Stimmengeschwirr aus dem Speisesaale drang jetzt auch bis zu ihnen und Hilde glaubte deutlich ein Geräusch zu unterscheiden, wie es bei Aufhebung einer Tafel entsteht. Die tödliche Angst vor dem Furchtbaren, das sich ereignen mußte, wenn die beiden Brüder jetzt zusammentrafen und wenn Eberhard die verbrecherische Absicht des andern entdeckte, schnürte ihr aufs neue das Herz zusammen. Aber es gab ihr auch zugleich ihre ganze Entschlossenheit zurück. Sie stellte sich vor den Schreibtisch, und als Harald sich ihr nähern wollte, erhob sie abwehrend den Arm. „Noch einen Schritt weiter, und ich rufe um Hilfe, gleichviel, was daraus entsteht. Du würdest die Schlüssel hier vergebens suchen — und wenn Du sie auch fändest — ich dürfte es doch nicht geschehen lassen, daß Harald von Kochliß vor meinen Augen zum Diebe wird. Eberhard wird Dir ja beistehen — auf meine Bitte hin wird er es sicherlich thun. Aber Ihr dürft Euch jetzt nicht begegnen, und er darf niemals erfahren, was Du hier in seinem Zimmer beginnen wolltest. Wir werden die Spuren Deines unsinnigen Vorhabens vertilgen und Du mußt Rudow für heute so schnell als möglich verlassen. Das Geld, dessen Du bedarfst, erhältst Du einstweilen von mir. Ich habe keine Sorge, daß Dein Bruder sich weigern könnte, es mir zu erstatten.“

„Von Dir?“ fragte er. „Sollte das nicht ein etwas leichtfertiges Versprechen sein, Hilde? Es handelt sich hier nicht um paar hundert Mark, wie Du in Deiner frauenhaften Unerfahrenheit glauben magst. Mit weniger als zehntausend wäre mir nicht zu helfen.“

„Du sagst, daß es nicht weniger sein darf — ich werde Dir also eine Anweisung auf meinen Bankier in dieser Höhe geben. Begleite mich auf mein Zimmer, damit ich sie Dir einhändige. Zuvor aber laß uns die Unordnung hier beseitigen.“

Harald widersprach nicht mehr, und so gut es in der Eile geschehen konnte, legten sie die von ihm rücksichtslos in der Eile durcheinandergeworfenen Papiere wieder zusammen, um alsdann die geöffneten Fächer zu schließen.

„Komm,“ drängte Hilde mit fliegendem Atem, „Gott gebe, daß Eberhard nichts bemerkt.“ Als sie schon an der Schwelle waren, erfaßte er noch einmal ihren Arm, um sie zurückzuhalten.

„Verzeih,“ aber das mit der Anweisung ist eigentlich eine recht dumme Geschichte. Wenn nun der Bankier Schwierigkeiten machen sollte? Ich gehe sehr ungern noch einmal nach Berlin zurück, und ich habe überdies wenig Zeit zu verlieren.“

„Weshalb sollte er Schwierigkeiten machen? Ich werde noch besonders an ihn schreiben.“



Regungslos verharrten sie für den Bruchteil einer Minute in den Stellungen, die sie gerade eingenommen hatten. Da ertönte vom Ende des Ganges her ein durchdringender, angstvoller Aufschrei aus weiblichem Munde und Hilde gewahrte etwas wie den Schatten einer fliehenden Frauengestalt. — Zwei Minuten später befanden sie sich in Hildens Zimmer. Mit fliegender Hast schrieb sie die Anweisung und als der letzte Federzug gethan erhob sie sich und reichte ihm das Blatt. „Das wird jedenfalls genügen.“

Harald nahm den Schein und überflog ihn. „Mit der Anweisung scheint es ja so weit in Ordnung zu sein. Ich nehme das Geld natürlich nur unter der Bedingung, daß Du es von meinem Bruder zurückforderst. Er wird Dir für Deine Intervention vielleicht nicht sehr dankbar sein; aber er wird hoffentlich Anstandsgefühl genug besitzen, Dir nichts schuldig zu bleiben. Uebrigens — Du willst ja außerdem noch einen Brief an Deinen Bankier schreiben. Es ist wohl das einfachste, wenn ich ihn gleich zur Station mitnehme. Ich habe einen Mietswagen, der mich unten im Dorfe erwartet.“

Sie willfahrte schweigend auch diesem Verlangen. Aufmerksam durchlas er das Schreiben vom ersten bis zum letzten Wort, bevor er selbst den Umschlag verschloß. Dann knöpfte er seinen Ueberrock zu und griff nach dem Hute. — „Du erwartest nun wohl einen überschwenglichen Dank — aber ich habe leider schon zu lange den Glauben an uneigennütziges Großmuth verloren, als daß er so recht von Herzen kommen würde. Ohne viele Redensarten also — lebe wohl!“

„Lebe wohl, Harald! — Ich wünsche Dir aufrichtig alles Gute. Mögen Deine künftigen Erfahrungen Dich wieder an Uneigennützigkeit und Großmuth glauben lehren.“

„Alle Wetter — Du redest ja wie ein Buch. Schade, daß ich keine Gelegenheit mehr haben werde, davon zu profitieren. Es steckt immer ein bißchen was Gouvernantenhafte in Dir — und glaube, es war gerade das, was ich nie aushalten konnte.“

„Geh jetzt!“ drängte sie. „Ich bitte Dich von Herzen. Und Du wirst die hintere Stiege benutzen — nicht wahr?“

„Wenn ich Dir damit eine Gefälligkeit erweise — meinethwegen! Obwohl mirs eigentlich meine Selbstachtung verbieten sollte, mich aus meines Vaters Haus zu schleichen wie ein Bettler. Gute Nacht!“

Im nächsten Augenblick hatte er mit seiner Beute das Zimmer verlassen.

[Fortsetzung folgt.]



Deutsche Mannöverbilder:

Das neue Kanonenboot. Im Schützengraben. Schwere 15 cm-Feldhaubitzen im Feuer.

Warum? Warum? Hundert und aber hundert Mal schon hatte sich Lydia von Wahlburg dieselbe Frage vorgelegt — und noch immer hatte sie keine befriedigende Antwort gefunden, soviel sie auch sann und sann. Sie bewegte lässig den Schaukelstuhl auf und ab, ihr Auge glitt scharf beobachtend hinüber zu dem dedenhohen Drumcau, der ihr ganzes reizendes Ich in all seiner wunderbaren, verführerischen Schönheit wiederpiegelte. Sie erhob sich und trat dicht vor das Glas, und prüfend, in unbestechlicher Strenge verfolgte sie jede Linie, jeden Zug. —

„Die Menschen haben recht,“ sagte sie endlich, „ich bin schön, sehr schön — daran liegt es nicht — warum also, warum?“

Sechs glänzende, elegante, herrliche Saisons, deren gefeierteste Schönheit sie gewesen, lagen hinter ihr seit jenem Tage, an welchem Frau von Löwenberg ihre Nichte zum erstenmale in die Gesellschaft geführt.

Diese sechs Jahre hatten nicht vermocht, ihr die Jugendfrische, den Schmelz ihrer reizenden Schönheit zu rauben, hatten aber auch nicht vermocht, ihr das zu erringen, was Lydia von Wahlburgs einziger Lebenszweck und Ziel war.

Sie sah so manches Mädchen, nicht schön, wie sie, aber arm, wie sie, sah häßliche, Ungraziöse, Schüchterne, sah Aeltere und Jüngere — und alle sie hatten das erreicht — was ihr unerreichbar schien — sie waren vermählt! —

Sie war auf aller Hochzeit als Brautjungfer gewesen, hatte unendliche Triumphe gefeiert, viele Male das Myrtenzweiglein aus dem Brautbouquet empfangen und war trotzdem fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ohne daß sie sich zu einer anderen Hochzeit, als der einer Freundin gerüstet, ohne, daß ein einziges Mal das eine, kleine, bezaubernde Wort „Liebe“ von eines Mannes Lippen zu ihr gesprochen worden wäre. Sollte sie, die gefeierte Schönheit, die Königin so vieler Feste, die Nichte der in der Gesellschaft tonangebenden Frau von Löwenberg, eine alte Jungfer werden?

Lydia erschauerte — ein heißes, wildes Verlangen hatte allzeit in ihr gebrannt nach dem einen, kleinen, die Welt beherrschenden Wort, jede Faser ihres leidenschaftlichen, begehrnden Selbst hatte nach Liebe und Gegenliebe verlangt — und keiner sprach das beseligmachende, kleine Wort — bis Erich Herder kam. —

„Schönheit ist also der Grund nicht,“ murmelte sie, „Grote Berg ist entsetzlich häßlich und sie ward das vergötterte Weib des ebenso schönen wie reichen Grafen Hartwig, Marie Linds Verlobter zählt sein Vermögen nach vielen Tausenden —“

Was ist also der Grund?

Nur Glück? — vielleicht ist es Einfachheit? — Marie und Grote trugen stets ihre billigen Fähnchen eine ganze Saison hindurch, und nicht selten, nur ein wenig aufgefriescht, auch noch eine zweite.

Versuchen wir es noch einmal heut — eh' es morgen schon zu spät — vielleicht, das meine allzu elegante Garderobe die Männer abschreckt. Sie wissen ja nicht, daß Jannys kluge, geschickte Hände diese Wunderwerke schaffen — aber sie wissen, daß Lydia von Wahlburg die arme Nichte einer enorm reichen Tante, deren kolossales Einkommen allein in einer Leibrente besteht, ist.

Sie trat von dem Spiegel zurück, prüfend betrachtete sie ein duftiges Ballkleid, das für den Abend zurecht gelegt, ihrer harpte — sie schüttelte den Kopf und schelte.

„Janny,“ sagte sie zu der eintretenden Jose, „ich mag das Kleid heut nicht, geben Sie mir ein einfaches, dunkleres —“

„Gnädiges Fräulein haben keine dunklen, einfachen Ballkleider.“ „Nicht?“ Lydia überlegte stutzend, dann sagte sie: „So geben Sie mir ein altes vertragenes — und ich will es!“ fügte sie auf den verwunderten Blick des Mädchens hinzu.

Nach wenigen Minuten brachte diese ein vergilbtes, zerknittertes Kleidchen aus rosa Backfischseide und breitete es vor Lydia aus — Lydia erschraf, — prüfte es mit ihren spizen Fingern und sagte endlich: „Ja, dieses, nur eine neue Kutsche unten hinein, dann geht es.“

Sie sah nach der Uhr.

„Sechs Uhr,“ sagte sie, „halten Sie um acht Uhr alles bereit, und jetzt geben Sie mir meinen Mantel und die Pelzmütze. Wenn die gnädige Frau nach mir fragen sollte, ich gehe auf ein Stündchen zu Frau Dr. Bach, wir spielen quatre mains dort.“

Sie trat aus dem Haus hinaus und auf die Straße. Prüfend schaute sie um sich und ging dann, das Gesicht tief verschleiert, den hohen Sturmfalten des Mantels aufgeschlagen, weiter, einer Querstraße zu.

Vor einer kleinen, unscheinbaren Konditorei blieb sie stehen und schaute prüfend in den Laden, der ganz leer war. Endlich trat sie ein und ging durch denselben in das nach hinten liegende sogenannte Lesezimmer, ein kleiner, niedriger, rauchgeschwärzter Raum mit alten, wackligen Stühlen, die um verbrauchte, kleine Marmortische standen.

Bei ihrem Eintritt erhob sich ein Herr, der ihr entgegen ging und sie küssend an sich zog.

„Lydia, ich fürchtete schon, Du würdest nicht mehr kommen, habe Dank, mein süßes Herzlieb!“

Der junge, elegante Mann mit den kühnen, scharfgeschnittenen Zügen und den flammenden Augen des Südländers legt seinen Arm um ihre zierliche Taille und zieht sie neben sich auf das verblüehene rote Blüschsopha in der Ecke.

Die Verkäuferin tritt aus dem Laden in das Zimmer und bringt den bestellten Kuchen; mit unverblümter Neugierde mustert ihr fragender, dreister Blick die tiefverschleierte Lydia — sie macht sich an einem der Nebentische etwas zu schaffen, augenscheinlich um das interessante Liebespaar, daß sich seit einigen Wochen hier traf, zu beobachten. Wie sorgfältig die Dame stets verschleiert war, nie küftete sie die dichten Spitzen auch nur im geringsten, den Kuchen berührte sie niemals; wer sie wohl sein mag?

Lydia löst sich aus seinem Arm und wehrt seinen zärtlichen Liebessungen, mit denen er sie überschüttet, als endlich das Mädchen hinausgegangen.

„Ich muß eilen heut, Erich, hast Du alles vorbereitet? Wird es gelingen? Wie häßlich es hier ist!“

„Ja, Lydia,“ sagte er zärtlich, „es ist alles bereit, und morgen wird meine süße, kleine Lydia mein Weib, und ich brauche nicht mehr, um auf ihre rosigen Lippen einen Kuß drücken zu können, in eine kleine häßliche Vorstadt-Konditorei zu gehen, und nie mehr werden diese häßlichen Spitzen mir Deine entzückende Schönheit verbergen — mein herrliches Lieb wird mein!“

Sie nickt leicht: „Also morgen? Wann?“

„Wirst Du um neun Uhr bereit sein können? Ein Wagen wird Deiner warten vor dem Tattersall, steige ein, und an der nächsten Ecke werde ich Dir folgen, um einhalbzehn Uhr geht der Filz nach Hamburg, dann die kurze Dampferfahrt, und noch ehe die Sonne sinkt, sind wir Mann und Frau!“

Der kleine verstaubte Regulator an der Wand hebt zu schlagen an — acht Uhr —

„Ich muß gehen, Erich,“ sagt Lydia sich aus seiner Umarmung befreiend — „Tante wird mich sonst vermissen; wirst Du auch heut Abend auf dem Klubball sein?“

Er runzelte ein wenig die Stirn.

„Nein, Lydia, und ich wünschte, Du gingest auch nicht, gerade heut nicht — den Abend vor Deiner Hochzeit!“

„Erich, sei nicht kindisch!“ es klang sehr gereizt, „wie sollte ich meiner Tante gegenüber meine Abwesenheit durchsetzen? Vielleicht mit Kopfschmerz oder Migräne, nachdem ich eben mit Frau Dr. Bach quatre mains zu spielen vorgegeben?“

„Verzeih' mir, Lydia, ich will Dir nicht weh thun, denk ein wenig heut Abend an mich, ich werde dasselbe thun und darüber sinnen, wie ich am besten Dir ein guter Ehemann sein werde.“

Er küftete sie zärtlich und ließ sie dann wie immer eine Minute vorher das Zimmer verlassen, ehe er ihr folgte.

Wieder stand Lydia von Wartenburg vor dem Spiegel und betrachtete sich aufmerksam.

Wahrlich, sie war schön genug, daß selbst das alte, vertragenen, unmoderne Kleidchen mit den engen Ärmeln und der Babytaille ihrem Reiz keinen Abbruch that, noch leichtender und üppiger erschienen Hals und Arme, blendender noch die formvollendeten Schultern.

Lydia lächelte leicht und selbstgefällig, und doch zog ein kühler Schauer durch ihren Leib, als sie daran dachte, mit welch verwunderten und mokanten Blicken man sie im Ballsaal mustern würde, wenn es ihr gelingen würde, Tante Rosas kritischen, aber kurzschichtigen Blicken sich vorher zu entziehen.

Fester noch zog sie den Mantel um sich und erwartete die Tante im kalten, halbdunklen Eßzimmer. — Frau von Löwenberg war außer sich, als sie Lydia, die heut auffallend schnell mit ihrer Toilette fertig geworden, vor sich mit anderen Damen in den Ballsaal treten sah, sie rief — doch Lydia schien taub.

Später sah sie dieselbe beim Tanz mit einem jungen, ihr fremden Herrn, der, wie es schien, sehr interessiert war in seine schöne Partnerin.

Als sie sich an einen ihr befreundeten Hauptmann a. D. feinetwegen wandte, sagte ihr dieser mit leichter Ironie: „Der junge Herr, o es ist Herr Hans Kühne, man nennt seinen Vater in Hamburg den Altkönig. Der Herr, der ein wenig wild gelebt, ward von dem Alten auf ein paar Jahre nach „drüben“ geschickt, man sagt freilich, daß er dort ebenfalls als der tolle Hans bekannt gewesen — aber das sowohl, wie auch seine etwas stark zur Schau getragenen self-made-man-Manieren verzeiht man ja gern einem Erben so vieler Millionen.“

(Schluß folgt.)



Begräbnis im Gebirge. Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

✦ Lucie Rawen. ✦

Roman von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

„Dies erschütterte standen die Männer, welche das letzte Bekenntnis vernommen, an der Leiche. Und als Dr. Bollant sie mit Handschlag verpflichtete, niemanden ein Wort zu sagen von dem, was sie gehört, bis sie einst hiervon Zeugnis geben sollten, schlugen alle ernsten Blickes ein. Nachdem der Arzt noch einen kleinen Geldbetrag für die Hinterbliebenen des Brandlegers dem alten Bauer übergeben hatte, entfernten sich die beiden Herren.

In scharfem Trabe brachte sie der Wagen zum Schlosse zurück.

„Was giebt es, was fehlt Euch?“ fragte ängstlich die Frau des Arztes, als die Beiden eintraten. Ihre Gesichter kündeten deutlich, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sei.

Dr. Bollant machte einen schwachen Versuch, zu lächeln. „Uns fehlt gar nichts, liebe Anna, uns nichts. Aber wir kommen von einem Toten. — Es war, wie ich gefürchtet hatte. Des Kohlerbauern Gehöft ist niedergebrannt. Und Malcher Franz ist der Brandleger. — Man verfolgte ihn. Dabei stürzte er in einen alten Steinbruch, und nun ist er gestorben.“

Die Augen des Arztes richteten sich auf Frau von Eichentreu, die einen Arm um die ältere Frau geschlungen hielt und in ängstlicher Spannung an seinem Munde hing.

„Gnädige Frau, der Mann ging in sich, als er sah, daß sein Ende da sei. — O, seien Sie gefaßt,“ fügte er schnell hinzu, als er das Erblassen ihrer edel gezeichneten Züge wahrnahm. „Vorerst nehmen Sie Platz.“

Als sie flüchtig auf ein Fauteuil sich niedergelassen hatte, fuhr er fort: „Das Eine wenigstens wissen wir jetzt, daß Malcher an jenem Tage, da das Fürchterliche über Ihr Haus hereinbrach, den Bildhauer Max Horward überhaupt nicht sah.“

Lucie sprang auf. Den schönen Kopf weit vorneigend, ging es wie ein Fieberschauer durch ihren Körper. Ein leiser Schrei, den die Thränen erstickten, die nun aus ihren Augen drangen, unaufhaltsam. Die Frau des Arztes nahm die Erschütterte in ihre Arme. Sie ließen sie ausweinen. Nach und nach fand sie sich wieder, beruhigte sie sich. Und nun fuhr Dr. Bollant fort: „An diesem Tage sah der nun Verstorbene aber einen vom Brettgrunde hergelaufen kommen — einen — gnädige Frau, verzeihen Sie, wenn ich es ausspreche, aber ich melde ja nur das, was Malcher beschworen — Herrn von Eichentreu. — Er sah ihn bei der nun abgebrannten Scheuer hantieren — — —“

Jetzt meinte die junge Frau nicht. Den Kopf zurückgelehnt in die weiche Hülle des Sessels, hob sich ihre Brust in stürmischen Atemzügen.

Besorgt trat der Arzt an sie heran. „Gnädige Frau, ist Ihnen unwohl?“

Sie wehrte schwach ab. „Nein, nein. Aber bleiben Sie, lieber Doktor, ich habe Ihnen ja so viel, so unendlich viel zu danken.“

Und wieder schossen die Thränen in die Augen, schluchzte sie tief auf. Der ganze Schmerz, das furchtbare Weh löste sich in ihnen, und als sie wieder aufsaß, da war in dieses schöne, frühzeitig ernst gewordene Gesicht wieder ein wenig von jener Sonne zurückgekehrt, die es bis zu dem Tage durchglüht, da Rawen, ihr Vater, getödtet worden war. Sie erlosch indes wieder, da sie leise und mit Beklemmung in der Stimme fortfuhr: „Aber, wird dies, — dieses Geständnis auch genügen, um nun?“

Dr. Bollant wurde nachdenklich. „Freilich, freilich, gnädige Frau. Das heißt, für mich und für uns alle liegt ja die ganze Sache jetzt sonnenklar. Es werden sich schließlich auch die Behörden einer Revision des Prozesses nicht widersetzen können. Sicher ist allerdings, daß sie dazu ganz gewichtige Beweise fordern werden. Denn natürlich ist doch diese Revision gegen Herrn Eichentreu gerichtet, und einen solchen Herrn sucht man möglichst lange unbehelligt zu lassen. Aber gewiß, Gnädige, ist das alles nur eine Frage der Zeit, der kürzesten Zeit. Dr. Jordan, mein alter Freund, der Strafanstaltsarzt in Kardorf, wird da jedenfalls Rat wissen. Ich werde noch morgen dorthin fahren, um ihm alles mitzuteilen. — Aber eines, gnädige Frau, werden Sie auch die Kraft haben, noch bis zu diesem Zeitpunkte neben Herrn von Eichentreu leben zu können?“

Lucie richtete sich auf. „Meine Kraft wird mich nicht verlassen, Herr Doktor. Gerade jetzt, wo ich selbst fühle, daß das Ende naht, muß und werde ich aushalten. Sonst wäre vielleicht alles vergebens und das wäre entsetzlich.“

Eine Viertelstunde später verließen die Gäste das Schloß, das im milden Lichte des Mondes stolz und still lag. Als der Wagen hinausrollte, winkte die junge Frau feuchten Auges. Dann ging sie in ihr Zimmer und nahm aus dem kleinen,

eleganten Sekretär einen Revolver, dessen mattes Metall die Gravierung „A. Rawen“ trug. Sie folgte damit dem Räte des Arztes, der sie gebeten hatte, sich für alle Fälle mit einer Waffe zu versehen. Sie lud das kleine, glänzende Ding, dann schritt sie, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Mutter ruhig schlummerte, aufrechten Ganges in das Schlafzimmer. Vor dem Bilde ihres Vaters blieb sie einige Minuten lang stehen und die großen, weitgeöffneten Augen wanderten von dem lächelnden Antlitz des alten Herrn zu dem Porträt des Gatten, das ihm gegenüber hing Sie schloß fast gar nicht. Denn so oft durch die offenen Fenster aus dem Hofe ein Geräusch heraufscholl, der Hund des Wächters anschlug oder die Kinder brüllten, fuhr sie auf. Aber der starke, schwere Schritt des Gatten störte sie nicht. Er kehrte auch Morgens nicht zurück. Da stieg eine geheime Angst in ihr auf. Er sei geflohen, nachdem er irgendwie in Erfahrung gebracht, daß die Wahrheit an den Tag zu kommen drohe und mit ihr sein Ende.

24.

Ein wenig aufgeregt, verzehrte sie in der schweigsamen Gesellschaft der Mutter, die stumpfsinnig vor sich saß, das Frühstück. Nervös musterte sie auch die eingelassenen Briefe. Es war ihr, als müßten dieselben etwas Besonderes enthalten. Sie hatte sich aber darin getäuscht. Auch die an Eichentreu gerichteten zwei Schreiben, welche sie geöffnet hatte, enthielten ganz unbedeutende Mitteilungen. Das eine eine Zigarren-Rechnung, das andere eine Einladung zum Beitritt in die Landwirtschaftsgesellschaft der Provinz. Lucie beschloß, in die Stadt zu fahren, da sie sich entsann, von ihrer Schneiderin zu einer Anprobe gebeten worden zu sein.

Der alte Johann lenkte den eleganten Phaëthon. Der schweigsame Diener wandte sich, als sie im scharfen Trabe den Brettgrund durchfuhren, plötzlich am Kutschbock um und bemerkte respektvoll: „Gnädigste Frau! Ich war heute in aller Morgenfrühe unten bei der Malcherin. Ich kannte ihre Mutter sehr gut. — Sie ist ganz anders geworden. Berweint, aber sehr ernst. Sie sagte, daß der Tote das Geld immer vom Hofe erhielt . . .“

Frau von Eichentreu nickte. „Sonst sagte Dir die arme Frau nichts? — Du kannst ihr mitteilen, daß sie bei uns sich alle Monate, was sie braucht, holen kann.“

Der Alte dankte. „s wird ihr not thun, mein' ich. Sie haben rein gar nichts, die armen Häscherle.“

Nachdem Lucie in der Stadt die Schneiderin besucht hatte, fuhr sie bei Dr. Bollant vor.

Die kleine, freundliche Frau befand sich in Gesellschaft ihres Neffen, des Hauptmanns Ridel, und eines fremden, alten Herrn, im schattigen, von Weinranken dicht umzogenen Gartenhaufe.

Frau von Eichentreu begrüßte die Arztesfrau mit einer Umarmung. Die Herren hatten sich erhoben.

„Dr. Jordan — Frau von Eichentreu,“ stellte die Hausfrau vor.

Lucie beugte leicht ihren Kopf und ein wenig verwundert reichte sie dem stattlichen Greise die Hand. Hinter der Brille bligten zwei freundlich ernste Augen. Der Zug um die wellen Rippen war fast strenge und das stark entwickelte Kinn deutete auf Energie und Entschlossenheit. Das schneige Haar, welches in reicher Fülle den ausdrucksvollen Kopf umgab, milderte ein wenig die Strenge.

Mit sichtlicher Teilnahme sah der Fremde der blassen Frau ins Gesicht. Er lächelte verbindlich, als sie bemerkte, sie habe schon von ihm gehört.

„Gnädige, ich kann nur dasselbe betonen. Mein Freund, Dr. Bollant, der im Augenblicke seinen Berufspflichten nachgegangen ist, hat mir von Ihnen mit wärmster Anteilnahme erzählt.“

Der alte Arzt erschien in diesem Augenblicke. Er war ernst, aber von einem gewissen freundigen Ernst. „Willkommen, gnädige Frau! Wir hätten Ihnen vielleicht heute nachmittag unangemeldet einen Besuch abgestattet. Ich wollte Dr. Jordan draußen vorstellen. Angenehmer ist es aber, daß wir Sie hier begrüßen dürfen, denn auf dem Schlosse hätten wir immerhin Herrn von Eichentreu begegnen können.“

Dr. Jordan machte eine leicht abwehrende Bewegung. „Es hätte dies allerdings nichts zur Sache gethan. Wenigstens mir nicht,“ warf er dazwischen.

„Gewiß. Doch besser ist besser. Aber, Gnädige, wollen Sie nicht einmal meine Marschall = Niel dort ansehen, eine neue Nüance, noch nicht dagewesen. Anni, bitte, zeige Frau

von Eichertreu doch die Rosen.“ Die Hausfrau erklärte sich sofort bereit.

Während Lucie die wirklich ganz prächtigen Rosen betrachtete, die, halb entknospt, einen köstlichen Duft verbreiteten, frug sie: „Dr. Jordan ist wohl auf der Durchreise hier?“

„O nein,“ erwiderte eifrig die Doktorsgattin. „Er stattet uns einen Besuch ab. Es ist ein ganz eigentümlicher Zufall, daß er gerade jetzt kommt, wo bei Ihnen, liebe Lucie, sich so viel zugetragen hat. Der Doktor interessiert sich außerordentlich dafür. Mein Mann behauptet sogar, er sei nur deshalb hierher gekommen, um Ihren Gatten zu sehen. Sie wissen ja!“

„Gewiß,“ nickte Lucie.

„Hugo wollte heute nach Kardorf fahren, als plötzlich, ganz unangemeldet, der Doktor erschien. Wir sind sehr überrascht gewesen. Ich glaube, der alte Mann möchte Ihren Gatten noch vor die Pistole fordern. Aber, was rede ich denn da!“ — Erschreckt unterbrach sich die Sprechende und blickte mit vor Verlegenheit geröteten Wangen zu Lucie auf.

Diese entgegnete ganz ruhig: „O, ich rege mich darüber nicht auf, würde aber den Herrn Doktor bitten, dies nicht zu thun.“

Die Herren erschienen bei den Damen. Als jetzt Lucie das von der Sonne hell beleuchtete Profil des Dr. Jordan aufmerksam betrachtete, nahm sie zur Ueberraschung wahr, daß die Grundzüge seines langen, kräftig entwickelten Gesichtes, besonders Rinn und Nase, fast durchaus jenen ihres Vaters glichen. Nur war der Arzt etwas lebhafter gefärbt und sein Haar weiß, während Rawen graues Haar gehabt hatte.

Unwillkürlich begann sie hiervon zu sprechen. „Herr Dr. Bollant, haben Sie noch nicht wahrgenommen, wie sehr im Grunde Herr Dr. Jordan dem seligen Papa ähnlich sieht?“

Der Angeprochene betrachtete prüfend seinen Freund. „In der That, gnädige Frau, besonders die Zeichnung des Profils. — Es giebt doch merkwürdige Zufälle im Leben!“

Dr. Jordan machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopfe. „In der That ereignet sich im Leben manches Zufällige — wie wir es nennen — das sich später als etwas ganz Wichtiges für uns herausstellt.“ — Lächelnd setzte er fort: „Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß die Ähnlichkeit mit Herrn Rawen, welche die gnädige Frau und auch Du konstatiert, irgendwie von Belang sei. Ich habe den Herrn leider nicht gekannt. Wenn ich aber Sie, Gnädigste, genauer betrachte, möchte ich beinahe behaupten, daß in Ihrem Antlitze einige Ähnlichkeit mit Herrn Rawen liegen mag. Ich schließe das aus der allerdings nur andeutungsweise Ähnlichkeit, welche Sie mit meiner Tochter Martha besitzen. Ich wäre aber auf diese, wie gesagt, nur flüchtige Ähnlichkeit kaum verfallen, wenn nicht von jener, welche ich mit Herrn Rawen besitzen soll, die Rede gewesen wäre.“

In diesem Augenblicke trat ein Dienstmädchen herbei und

meldete, daß ein Bauer mit Herrn Hauptmann Ködel zu sprechen begehre.

Als dieser sich in das Haus begab, fand er dortselbst den Abbrändler Josef Köhler aus Langberg.

Der Bauer bedankte sich zunächst für das Geldgeschenk, welches der Offizier beim Brande einem der Kinder Köhlers in die Hände gedrückt, dann begann er ein wenig unsicher zu erzählen, was ihn eigentlich nach Bärenstein geführt.

„Heut' in der Frühl' kamen aus dem Dorf und der Nachbarschaft liebe Leut' und brachten uns so Verschiedenes, Heu und Stroh und Mehl u. s. w. Auch aus Görgethal kam der junge Zirmbauer, der zur selben Zeit bei der Kavallerie gedient hat, als ich bei Ihrem Regiment war, Herr Hauptmann. Er brachte mir einen alten, aber ganz guten Bretterwagen, weil er gehört hatte, daß mir der meinige verbrannt sei. Ich heiße ihn natürlich bleiben — der Grenzbauer = Poisl hat mir sein Ausgedinghäusel eingeräumt — und wir kamen ein bißl ins Erzählen. Dabei erinnert er mich, daß wir uns zum letzten Mal vor zwei Jahren im Pagenhäusel — das ist ein kleines Wirtzhäusel vor Görgethal — getroffen haben. Ja ganz genau wußt er den Datum: am dreißigsten Juli. Am dreißigsten Juli sag' ich? Das ist grad der Tag, wo damals der Gutsherr von Langberg ermordet wurde. Ja, meint er, am andern Tag' hätten sie's auch erfahren. Ihm wär der Tag nicht gerade so in der Erinnerung geblieben, erzählt er, wenn er nicht am Heimweg, als er am Gut des Herrn von Eichertreu — es liegt auf dem Wege gegen Görgethal — vorbeikam, von dem polnischen Privatburschen des Gutsherrn angeredet worden wäre. Der dumme Kerl hat ihn wahrscheinlich, weil er in Uniform war, mit dem in die Höhe geschlagenen Kocktragen, und weil's schon finster war, für den Briefboten gehalten. 's fing wieder tüchtig an zu regnen, da fragte der Bursch, nachdem er dem Zirm ein bißl nachgegangen war, ob er nicht einen Brief mitnehmen wolle, wenn' er nach Bärenstein ginge. Der war einverstanden, weil er am nächsten Tage über Bärenstein wieder einrücken mußte, denn er hatte, weil seine Mutter damals schwerkrank war, ausnahmsweise bei der Waffenübung einen Tag Urlaub kriegt. Der Polak' gab ihm eine Zigarre und ging in die Dorfschenke, nachdem er den Zirm noch besonders gebeten, ja nichts über den Brief zu sagen, da er ihn selber bis nach Bärenstein tragen sollte. Hätt' aber der Zirm bald im Tod auf den Brief vergessen. Erst im letzten Moment giebt er ihn am anderen Tage Abends in den Postkasten. An das Bezirksgericht in Bärenstein war er gerichtet. — Das, Herr Hauptmann, wollt' ich sagen. Ich dachte, weil der Malcher Franz ja eingestanden hat, daß er am selben Tage den Herrn von Eichertreu beim Schloß in Langberg gesehen hat und weil er dann immer Geld von ihm kriegt hat. Offen hat er's freilich nicht gesagt. Aber manchmal, wenn er voll war, hat er sich geprahlt, daß, wenn er auch nicht mehr am Hofe sei, er doch vom Hofe lebe.“

[Fortsetzung folgt.]

≡ Allerlei. ≡

Kaiser und Poet dazu. Aus Tokio wird geschrieben: „Il re non litterato è un asino coronato“ lautet ein italienisches Sprichwort aus der Renaissancezeit. Auch der Kaiser von Japan hat einen starken Trieb zu litterarischer Bethätigung, wiewohl die Renaissance seines Landes nicht das Wiederaufleben der eigenen alten Kultur, sondern die Folge des Eingehens in eine völlig fremde ist. Baron Takafaki, der Vorsteher des kaiserlichen Poetenbureaus, teilt mit, daß des Kaisers Liebe zur Dichtung mit den Jahren zunimmt. Kaum ein Abend vergeht, ohne daß er 27 bis 30 wa-ta baut. Es ist das eine Strophe von 13 Silben ohne Reim, der für die agglutinierende Sprache von jeher zu schwer war und daher auch heute hier noch keinen Eingang gefunden hat. Die fertigen Strophen werden dem Baron Takafaki zur Prüfung übergeben, der sein gegenwärtiges Amt bereits seit 1892 inne hat und erklärt, daß der Kaiser von da bis Ende März 1901 nicht weniger als 37000 solcher Strophen angefertigt hat.

In der Tonne über die Niagara-Fälle. Die „Heldenthat“ des erzentrischen Amerikaners Carlisle Graham, der die Niagara-Fälle in einer gepolsterten Tonne heruntersuhr, ist vielleicht noch manchem erinnerlich, wenn sie auch schon zwölf Jahre zurückliegt. Graham will nun diese gefährliche Reise wiederholen. Die Tonne, die er zu diesem Zweck benutzt, hat ein Gewicht von 70 Kilogramm, eine Länge von 1,25 Meter und ihr größter Durchmesser beträgt 0,58 Meter. Als der kühne Bergnügungsfreisende im Jahre 1889 „landete“, war er halbtot. Man konnte die Tonne kaum wiederfinden, die mehrere Hundert Meter tiefer als der Fall wieder an die Oberfläche gekommen war.

Die Haushaltung der Zukunft. In einem für die „North Americ. Review“ geschriebenen Artikel schildert H. G. Wells ein dienstmädchenloses Paradies, die Haushaltung der Zukunft. Die Einrichtungen der Zukunftswohnung machen das Dienstmädchen entbehrlich, ja geradezu überflüssig, weil eben keine Arbeit für dieses zu thun ist. Zentralheizung, Aufzüge, elektrische Beleuchtung, automatische Fensterreinigungsvorrichtungen, Abstäubung durch Luftzug und eine Menge anderer Verbesserungen lassen das Bettenmachen und „das Wischen Kochen“ als die einzig übrig bleibende Hausarbeit erscheinen. Das Tafelgeschirr wird durch Aufgießen einer chemischen Lösung gereinigt, und der elektrische

Kochherd wird das Kochen als eine unterhaltliche Spielerei erscheinen lassen. Zu diesen Zukunfts träumen des Herr Wells bemerkt ein amerikanisches Blatt: „Leider vergißt der Verfasser, uns zu sagen, ob auch die Kinder, zumal die Säuglinge, durch Aufgießen einer chemischen Lösung gereinigt und die Windeln gerade wie die Fenster automatisch gewaschen werden sollen. Auch ob das Baby durch eine von einer Zentralfabrik gelieferte Kraft im Schlafzimmer auf- und abgetragen wird, ist in der Schilderung des dienstmädchenlosen Paradieses nicht angegeben.“

≡ Unsere Bilder. ≡

Begräbnis im Gebirge.

Das schlichte Haus mit altersgrauen Mauern,
hat Vieles in der Zeiten Lauf erlebt,
Und seine Räume haben oft durchbebt,
Und seine Freude Jubeln und des Schmerzes Trauern.
Der Freude Jubeln und des Schmerzes Trauern.
Im Lenz vom gold'nen Maienlicht umflossen,
Im Winter von Lawinenturz bedroht,
Stand's unerschüttert, sah Geburt und Tod,
Und Glück und Leid der vielen Hausgenossen.

Ein Wintertag! Dicht wirbeln weiche Flocken,
Und tief sind Berg und Wald und Weg verschneit.
Und einer Toten thönen zum Geleit,
Vom fernen Kirchlein dumpfe Sterbeglocken.
Es hört das alte Haus die bitt'ren Klagen,
Es sieht des Gatten und der Kinder Schmerz,
Die heut das beste und das treu'ste Herz
Mit heißen Thränen still zu Grabe tragen.

Die teure Tote, die von ganzem Herzen
Am alten, liebgewordnem Heime hing,
Sie lächelte, als sie von dannen ging;
Sie lächelte, als sie von dannen ging;
Ein selig' Lächeln war's, trotz Weh' und Schmerzen.
Ein Traum schien ihr die Trennung zu verschüßen
Vom alten Haus — und ihre Augen sah'n
Durch Nacht und Schnee ein blühend' Ranaan,
Die neue Heimat, hell herübergrüßen . . .

Einige interessante Bilder aus den letzten Manövern führen unsere Bilder dem Leser vor Augen. Das erste und eigenartigste ist ein Boot, dessen ganzes Gerüst aus Kavallerielanzen gebildet und im übrigen mit Häuten provisorisch umkleidet ist. Die Tragfähigkeit ist annähernd ebenso groß wie die eines regelrechten Rahnes von entsprechender Größe. Die beiden übrigen Bilder veranschaulichen eine im Anschlag liegende Schützenlinie sowie das neue 15 cm-Feldgeschütz im Feuer.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Vom Gehenlernen der Kleinen. Daß für jede Mutter der Augenblick, wo das Kind die ersten Gehversuche macht, ein erfreulicher ist, läßt sich denken. Aber nur zu oft werden, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, diese Gehversuche über-eilt und die Kleinen gewaltiam zum Gehen auf zwei Beinen abgerichtet. Nur wenige Mütter können es sehen, daß die Kleinen erst mit dem Kriechen beginnen. Sie gehen von der verkehrten Ansicht aus, daß die Kinder, welche kriechen, nicht gehen lernen; und doch ist das Gegenteil der Fall. Kinder, die Geschick im Kriechen erworben haben, werden, wenn sie anfangen aufrecht zu gehen und bei diesen Anfängen öfters hinfallen, meist vorwärts auf ihre eingeübten Arme fallen, weil beim Kriechen Arme und Beine außerordentlich gestärkt werden. Dagegen Kinder, die nicht gekrochen, fallen ungeschickt und gefährlich. Darum beseitige man das Kriechen nicht, welches von den Ärzten als der Entwicklung sehr dienlich gehalten wird, und fürchte nicht, wie es leider so oft geschieht, daß die Kinder Kleider und Schuhwerk abnutzen und sonst etwas mehr Mühe bereiten, sondern man denke mehr daran, es ihnen so wohl wie möglich sein zu lassen und, so klein sie sind, ihnen freie Bewegung ihrer Glieder auf alle Weise zu gönnen.

Schwarze, abgetragene Glacehandschuhe aufzufrischen. Man vermischt einen Theelöffel guten Mandelöls mit 6 bis 8 Tropfen recht schwarzer Tinte, streicht diese Mischung mit einem weichen Pinsel auf die abgeschabten Stellen der Glacehandschuhe und läßt dieselben einige Stunden auf einem Bogen Papier trocknen.

Um den dumpfen Geruch der Eier zu beseitigen, lasse man den Inhalt nach dem Zerbrechen mehrere Stunden lang in einem Teller stehen, damit er der reinen Luft ausgesetzt wird, worauf der modrige Geruch verschwindet.

Das Begießen der Topfpflanzen mit warmem Wasser ist ein sehr zweckmäßiges Verfahren. Im Winter sollte kein anderes angewendet werden. Es ist aber auch im Sommer für die ge-dehliche Entwicklung der Pflanzen von wesentlichem Nutzen. Das Wasser darf bis zu 37 Grad C. erwärmt sein. Kranke und halbverwelkte Pflanzen kann man sogar in vielen Fällen durch Be-gießen mit heißem Wasser wieder herstellen.

Mittel gegen erfrorene Ränne bei Hühnern. Das beste Mittel gegen dieses Uebel ist das mehrmalige Bestreichen der Ränne mit Glycerin. Wo nun Glycerin nicht zu haben ist, empfiehlt sich folgendes Verfahren: Ueber einem Eisstück auf ent-sprechender Unterlage wird ein Stück rohen Speckes über die Flamme eines harzreichen Kienspanes gehalten, so daß das ab-tröpfelnde Fett sowohl, wie das vom Spane abfließende Harz auf das Eisstück fallen; mit den Fingern werden sodann die beiden Substanzen zu einer Salbe verrieben und damit die erfrorenen Ränne bestrichen.

◆ Nachtsch. ◆

1. Räffelsprung.

			se	tie					
			schwer	se	lei	schel			
			burchs	häu	ies	das	zen	se	
		ge	ste	sei	und	ldi	meer	mu	schmer
sind	tie	gen	welt	e	nen	schel	mei	ziehn	le
im	der	ne	schaß	wo	der	sie	stil	gwei	ner
thrä	ber	se	meer	auf	bert	den	mu	ne	die
rend	ner	die	von	hält	und	schiff	mei		
		bor	wah	nie	per	durc	sie		
			ei	gen	der	so			
				le	der				

2. Ergänzungsräffel.

a am be bel bi i ka lu mach na ni no ro sar te ve
Aus obenstehenden 16 Silben sind mit Hilfe der zu suchenden Mittelsilbe acht Worte zu bilden. Die gefundenen Silben ergeben aneinander gestellt den Namen eines berühmten Naturforschers. Es bezeichnet: 1. eine exotische Pflanze, 2. einen Feldherrn des Altertums, 3. einen heidnischen Propheten, 4. eine sagenreiche Insel an der Küste Schottlands, 5. eine Stadt in Ober-Italien, 6. einen Komponisten, 7. einen bekannten Sohn eines berühmten Vaters, 8. eine Stadt in Nord-Afrika.

3. Räffel.

Die ersten Zwei sind eine Frucht,
Der Rechner erst die Dritte sucht,
Das Ganze — sagenhaft ein Greis —
Die Mär von ihm wohl jeder weiß.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Skat lag Kreuz und Karo-As. Vorhand hatte Kreuz-Dame, Pik-Dame, Coeur-As, König, Dame, Sieben, Karo-Zehn, König, Acht, Sieben. Mittelhand die übrigen Karten. 1. Stich: Kreuz-Dame, König, Neun; 2. Stich: Pik-König, Neun, Dame; 3. Stich: Pik-Sieben, Acht, Coeur-As. Hinterhand erhält nun den Rest, da die anderen jedem Stiche ausweichen können.
2. Demeter, Iphig, Circe, Pallastbaum, Ivanhoe, Lavater, Damaskus, Eisenach, Ramollo, Tarantel, Ephraim. — Die Wildente — Rosmersholm.
3. Regen.

◆ Lustiges. ◆

Mutig.



„Pst, pst — ein Hase!“
„Ich bin auf alles gefaßt!“

Klassisch.

A.: „Welchen Gasthof würden Sie mir in dem Städtchen empfehlen — soll ich in die „Post“ oder in den „Edwen“ gehen?“
B.: „Gehen Sie in die „Post“ — es ist im „Edwen“ häßlich eingerichtet!“

Weinspruch.

Trink' und sei kein Nebenbasser,
Komm' herein und schenk' Dir
ein;
Ward' Dein Glück Dir drauß zu
Wasser,
Hier wird Dir zum Glück der
Wein.

Notwendiger Dienst.

„Du bekommst das Geld be-stimmt wieder.“
„Ja, ja, aber . . .“
„Na, noch eins! Sieh es mir, und ich erweise Dir einen großen Dienst, der vielleicht so viel wert ist, wie das ganze Geld.“
„Da wäre ich begierig. Na, meinetwegen, hier hast Du das Geld. Und nun der Dienst.“
(Ihm ins Ohr flüsternd):
„Schulz I ist der beste Gerichts-vollzieher im Orte.“

Auch eine Kritik.

A.: „Unsere neue Sängerin gefällt Ihnen nicht?“
B.: „Kein . . . das heißt, sie ge-fällt mir sehr, wenn sie nicht singt.“

Dringendstes Bedürfnis.

Sächsischer Handwerks-bursche: „Ach, gütigstes Herrchen, schenken Sie mir doch einen Sechser.“
Herr Bliemchen: „Hier, Sie armer Mensch! Sie wollen sich gewiß eine Semmel kaufen?“
Der Handwerksbursche: „Ach nee, bloß Parfim will ich mir da aus den Automaten zieh'n.“

Zartfühlend.

(Der Hausknecht trommelt in aller Frühe einen Fremden aus dem Schlaf.)
Fremder: „Was fällt Ihnen denn ein, mich zu wecken! Hab' ich Ihnen denn etwas davon gesagt?“
Hausknecht: „Ja, wissen Sie, allein nur ums Stiefelwischen ein Trinkgeld annehmen zu müssen, das geniert mich doch zu sehr.“

Zerstrent.

Professor (am Telephon klingelnd): „Es scheint niemand aufzumachen.“